

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 210 (1931)

Artikel: Mädeli : Erzählung
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mädeli.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Vom Helghofer Jakob Frehner wird niemand behaupten wollen, daß er ein Gemütsmensch sei; doch auch die trockenste Rechnerseele kann je und je einmal ihre empfindsame Stunde haben. Als ich, von einem Waldgang heimkehrend, den Frehner am vergangenen Sonntag von weitem neben seinem Holzacker auf einem gefällten Birnbaumstamme sitzen sah, während er sonst um diese Zeit regelmäßig in der „Slge“ Karten klopste, da mußte ich ohne weiteres, daß dem Alten irgend etwas über die Leber gekrochen war.

Die ersten Maitage hatten zwar unser weltentrücktes Tälchen wieder einmal in einen Wonnegarten verwandelt. Alle Bäume prangten im Blust. Während sie so in der Sonne standen und ganz still, ja fast ungläubig ihre eigene Pracht bestaunten, trugen die fetten Kleewiesen ihre aus gelben Butterblumen gewirkten Goldmäntel mit grenzenlosem Hochmut zur Schau. Aus derlei selbstverständlichen Dingen pflegte der Helghofer sich indes für gewöhnlich wenig zu machen. „Das Blust springt mir nicht fort,“ war seine Redensart. „Das kann ich mir die ganze Woche lang beim Karsten und Krampfen bis zum Verleiden ansehen, es lampet mir in die Augen hinein; jedoch einen wahrhaftigen Kreuzjaß, den gibt's nur am Sonntag.“

So kam mich denn eine kleine Neugier an, ich bog in einen andern Feldweg ein, um an Frehner vorbeizukommen. „Schön Wetter!“ sagte ich, indem ich neben ihm stillstand und mir eine Pfeife ansteckte.

„Dem Wetter kann man nichts tun,“ erwiderte er trocken; in seinem Wesen und im Ton seiner Stimme lag eine leise Abwehr, was mich aber nicht hinderte, mit einer kleinen Ausrede neben ihn hinzusetzen. Ob der Stamm da noch zu kaufen wäre? Er verneinte mit kleinem Kopfschütteln. Wir sprachen so nebenhin ein paar Worte über die Holzpreise; die Unterhaltung kam jedoch bald ins Stocken. Nach einer längern Pause, während ich bereits ans Weitergehen dachte, nahm der Helghofer unerwartet das Wort.

„Du denkst gewiß bei dir: Warum hocht der jetzt da in der Einöde wie ein Delgö, wo er doch sonst

mit dem Sonntag Gescheiteres anzufangen weiß?“

„Ein Feldgang ist nicht das Ungeradeste, was man um diese Zeit machen kann,“ gab ich zurück.

Der Alte zog die Achseln ein wenig in die Höhe und ließ sie wieder fallen. „Ich habe das närrische Wesen schon manchmal gesehen. Hä, wenn man bald fünfundsiebzig ist. Und der Ruckuck kann mir auch nichts mehr prophezeien. Kommt zu spät. — Nein, wenn ich die Wahrheit sagen will: ich hab' den Gang meiner Frau selig zulieb gemacht. Ist eigentlich dumm von mir gewesen; es nützt ja jetzt doch nichts mehr.“



Er schwieg eine Weile, dann fügte er gelassen hinzu: „Da, auf dem Acker ist es gewesen, wo sie der Schlag gerührt hat. Beim Erdisäpfelaushacken. Dort an dem Äpfelbäumchen hat sie sich zuerst festhalten wollen. Fast wäre sie auf jenen Markstein gefallen. Es wird jetzt grad ein halbes Jahr her sein.“

Ich war mit einem wohlfeilen Trostwort bei der Hand. „Die Mäde hat einen leichten Tod gehabt. Wie viele, die Monate und Jahre lang krank im Bett liegen, haben sie darum beneidet!“

„Das schon,“ gab er zu. „Aber die andern, die zurückbleiben müssen? Wenn es halt einesmals aus ist und man sich nichts, gar nichts mehr sagen kann?“

Ich sah, daß ihm das Wasser in den Augen

stand; doch bald rappelte er sich ein wenig auf. „Du weißt, ich bin sonst nicht so einer. In der Welt, so wie ich sie kenne, sind die Wehleidigen noch nie weit gekommen. Aber die Mäde hat mir halt doch geholfen, wie kaum eine Zweite ihrem Mann geholfen hat. Mit keiner andern hätt' ich es so weit gebracht. Ist das nichts zu rechnen?“

Er fing nun den Hergang des Falles regelrecht zu schildern an: Ich hab' eigentlich an jenem Nachmittag allein aufs Feld gehen wollen. Sie rief mir durchs Küchenfenster zu, sie wolle gern auch nachkommen, es wäre schad um den schönen Tag. Ich solle ihren Karst mitnehmen.

Wir haben dann etwa eine Stunde lang nebeneinander geschafft. Obichon sie nur drei Jahre jünger

ter
ner
als
an-
und
nen
rä-
Wir
mit
ten
in

der
ätte

ein

war als ich, ist sie noch gut aufeinander gewesen, sie hat zugehauen wie manche Junge. Weil der Boden schön trocken war, rollten die Knollen sauber, fast wie gewaschen aus der Erde heraus. Einmal hab' ich eine aus Unachtsamkeit am Karstzinken aufgespießt. „Wie schäd!“ sagt die Mäde neben mir. „Vielleicht meint der Erdapfel jetzt gar, man verachte ihn.“

Nicht grad' in bester Laune geb' ich ihr heraus: „Ich hab' schon mehr Erdäpfel ausgetan als du!“ Ja, so sackgrob hab' ich sie angeschnauzt. Und ist das dann für sie mein letztes Wort gewesen, sie hat es mit in den Tod genommen. — Nicht daß es etwa gleich mit ihr aus gewesen wäre nach dem Anfall. O nein, Gedanken hat sie noch gehabt, aber die Rede halt, die Rede ist ihr verschlagen gewesen. Und hat doch noch etwas aus ihr heraus gewollt! Immer wieder hat sie den Mund aufgemacht, hat die Lippen bewegt und mit den Augen gebettelt, wie wenn es um ihre Seligkeit ginge. Ich weiß schon, was sie hat sagen wollen, ganz genau weiß ich es. Ist mir nachher eingefallen — nachher, nachher! Als sie tot auf dem Wägelchen lag. — —

Während wir auf altvertrauten Flurwegen gemächlich dem Dorfe zuwanderten, fing der Föhner nochmals von seinen Sachen an und erzählte mir in seiner trockenen Art manches, das mir aus seinem Munde wunderbarlich vorkam.

Es ist ja bei uns alles den rechten Weg gegangen, hub er gelassen an. Da soll mir keiner kommen und das Gegenteil behaupten. Aber das zweite Mal, wenn man wieder auf die Welt käme, würde man doch dies und jenes anders machen. Der Verstand kommt einem meistens erst, wenn's zu spät ist.

Wie wir zusammengekommen sind, das Mädeli und ich, das kannst du ja nach deinen Jahren nicht wissen. — Mein erster Schatz ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, nicht „gezogen“. Der Leberfleck auf ihrer rechten Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmähigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man an ihr vorbeiging und sie beim Grüßen ansah, war es oft, als wollte sie sich ganz hinter sich selber verbergen. „Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler...“

So ein Aff war ich nun doch nicht, daß ich nur den an ihr gesehen hätte. Ich gab mir oft heimlich Mühe, den roten Fleck wegzudenken. Wenn mir das etwa auf Augenblicke gelang, dann vermochte ich sogar meinen Nachbarn, den Wagner Zeerli, halbwegs zu verstehen, der einmal im vollen Ernst zu mir sagte: „Wenn ich noch einmal ledig würde, so wollte ich die Einfältigkeit abdanken und das Mädeli fragen. Es muß manche treue Seele darben, weil sie ein schäbiges Rädchen anhat.“

Ja — und dann halt das Geld! Ihr Götti Spillmann, in dessen Haus die Mäde als Waisenkind aufgewachsen, war ihr 9000 Franken schuldig, zu denen mit jedem Martinitag der Zins kam. Auf unserem Helghöflein dagegen war es damals noch recht mager bestellt. Mein Vater sah nicht zum Rechten; sein

Spruch war: „Sparen ist ein Blödsinn, wenn man doch zu nichts kommt.“

Item, ich fing an, der Sache gründlich nachzudenken. Eine aus dem Unterdorf — sie hatte ungefähr soviel wie ich, nämlich nichts — hat es meiner Vernunft anfänglich sauer gemacht. Daß ich am Ende doch um die Rosi Egger herumkam, daran waren etliche Tänze schuld, die ich an einem Kilbiabend in Gehrten mit dem Mädeli machte, nur weil mir der Schorenkarli, der jetzt im Asyl ist und an Krücken geht, bei der Rosi zugekommen war.

Während des Tanzens hat mir Mädeli auf sehr wunderliche Weise etwas bekannt. Ich bin nie ganz dahintergekommen, wie sie es angestellt hat. Nicht etwa mit wohlfeiler Zutunlichkeit, bewahre! Die Hererei, mit der sie's mir angetan hat, ist allweg ihr heimliches Gernhaben gewesen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt. Es war just, als ob ihre Seele der meinen ein paar Wörtchen hätte zuflüstern können, sehen, ungesehen, wie ein kleines Waldvögelein im Laube singt.

Ich begleitete sie heim; es war dunkel wie in einem Apfelschnitztroge bei Nacht. Wie sie so neben mir hergeht — das kleine Wunder von vorhin hat mir immer noch ein wenig zu tun gegeben —, frag' ich sie kurz und eben, ein bißchen trocken auch, wie ich immer gewesen bin, ob es ihr eigentlich recht wäre, wenn wir zwei von heute an miteinander gingen? Ich darf sagen, ich hab' während des Fragens nicht mit einem schmalen Nebengedanken das Geldlein gemeint, nein, es ist einfach so über mich gekommen: das ist die Rechte, Schönheit hin oder her!

Sie hat mich eine gute Zeit ohne Antwort gelassen. Ich wiederhole meine Frage: „Sag' mir, was du dazu meinst.“

Raum sind diese Worte heraus, so fällt es mir wie ein Steingewicht aufs Herz: Es geht um unser beider Leben, um meines und um das ihrige! Zwei Dinge gaukeln im Dunkel der Nacht vor meinen Augen hin und her: das Muttermal auf ihrem Gesicht und ein Säcklein mit einer schönen runden Zahl darauf...

Nun hält sie mit Gehen inne, und ich muß den Schritt auch anhalten. Sie schmiegt sich leicht an mich an; nur ganz sachte, aber das ist wieder die einfältige, verschwiegene Innigkeit, wie vorhin beim Tanzen. Jetzt hab' ich ganz alles gewußt. Sie hat sich nicht verstellt.

„Es ist mir wind und weh,“ flüstert sie beklommen. „Ich möchte dir mit Freuden ja sagen. Aber ich sage nein.“ Und plötzlich schlingt sie beide Arme um meinen Hals und sagt unter heftigem Weinen: „Mich kann ja nie einer gern haben. Du auch nicht!“

„Ich hab' dich aber gern!“

„Ja — jetzt, wo's dunkel ist, meinst du das vielleicht.“

Ich drücke sie fest an mich. „Nein, ich meine es nicht bloß, Mädeli.“ Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns herzten und küßten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiß.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. „Jetzt bin ich doch einmal für ein Stündchen eine Braut gewesen!“ Dann war sie handföhrum wieder traurig. „Am Morgen mußt du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal besinnen. Wer wird denn in ich nehmen!“

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammengeblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfährigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden gewesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: „Am Morgen reut es dich!...“ Und ich mache darauf den rohen Spaß: „Gäll, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!“

Sa, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewußt. Aber der Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr besinnen!...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich, und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte! —

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterecke und sah ihr dann verstohlen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Apfelbäumen den Ackerweg hinaus-schreiten sah — fast wie eine Verlorene kam sie mir vor —, da sagte mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

„Mädeli — soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?“

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: „Wart' ein wenig; vielleicht... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld.“

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Großen zu spielen. „Mädeli — du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloß so einer?“

Auf „Muß' warten

Bringt Messeln in Liebesgarten.“

Das hat sie gern gehört. Sie hat mir unter Tränen Dank gelächelt. Und ich hab' bei mir gedacht: Was bist du für ein feiner Kerl! Ich meinte gar, ich habe sie aus dem Brunnen gezogen.

Wenige Tage darauf haben wir dann die Ringe gewechselt. Die Welt ist nicht auf den Kopf gestanden. Wir haben alles schön hinter uns gebracht, Sauer und Süß. Des Süßen ist mehr gewesen. Nicht nur konnte ich die Mäde in ihrem Tun richtig

gern haben, nein, es kam mir auch als eine Herrensache vor, daß ich nun der Gefahr entronnen war, in einer schwachen Stunde irgendeine Narrerei zu machen, um dann nachher für alle Zeiten den Habenichts spielen zu müssen.

An ihren Fehler hab' ich mich über. Erwarten bald gewöhnt und mir nicht mehr viel daraus gemacht. Sie hat auch insgeheim darauf gehalten, das Mal wie eine kleine Sünde vor mir zu verbergen. Wenn wir zusammen waren, ging oder saß sie immer zu meiner Linken, und ich fand das klug und recht von ihr; denn die Augen konnten sich auf die Art viel eher an ihr wohl-tun. Einmal hat sie mich, indem sie den Le-

berfleck unauffällig mit der Hand verdeckte, so recht aus dem Herzen heraus angeschaut: „Du — sag' mir's jetzt doch einmal im Ernst: Ist dein Schatz nicht doch ein bißchen — ein ganz klein wenig hübsch?...“ Ich Stock geb' ihr zur Antwort: „O, für mich bist du lang schön genug! Von der Schönheit hat ja überhaupt niemand gegessen.“ Hat sie das Näschen gerümpft und eine Zeitlang nicht viel hören lassen. — Alles in allem, wir sind einig und recht miteinander gewesen; aber so richtig zum Brennen ist es bei mir halt doch nicht gekommen. Die Mäde hat das wohl gemerkt, und es hat ihr manchmal weh getan, wenn ich mit ihren kleinen Zärtlichkeiten nichts anzufangen wußte.

„Sag, Mädeli! Mä-de-li!“ hat sie öfters bei mir gebettelt. „Halt wie damals nach der Kirchweih mußt du es sagen! Ich hör' es halt so gern von dir!“



Auch als Eheleute haben wir ein ernsthaftes und ordentliches Leben geführt. Wohl hat mich in der ersten Zeit etwa auf Augenblicke der Teufel geritten, und ich habe an die Andere gedacht. Wenn die statt ihrer neben mir läge! Wenn ich sie so in richtiger blinder Verschlossenheit an mich reißen und ihrer Fülle Herr sein dürfte! Allein im Ernst und bei wachen Sinnen hab' ich mir die Sach' nie anders gewünscht. O, die Mäde war denn doch zehnmal mehr nutz! Alles kann man auf der Welt nicht haben, sagte ich zu mir. Sie hat mir ihr Geldlein in die Hand gegeben und ich hab' es ohne Dank genommen. Es verstand sich ja alles von selber. Ich habe zur günstigsten Zeit Boden kaufen und das Helghöflein zu etwas Rechem machen können. Buben haben wir gekriegt, drei Buben, wie auf einem Nußbaum gewachsen. Jedesmal hat sie in großen Mengen gelebt, das Kind möchte ihren Fehler erben. Ich sprach ihr dann zu, so gut ich das halt mit meinem groben Verstand fertig brachte: „Mach dir doch wegen der Lumperei keine Gedanken! Wenn sonst nichts ungrad herauskommt, so schießt man sich. Hast du nicht doch einen Mann bekommen?“

Auf solche dumme Reden hat die Mäde immer geschwiegen. Aber ich habe ihr Stillsein schon auszulegen gewußt: nur einzig ihrem Mal hat sie schuld gegeben, daß ich so recht als ein hölzerner Heiland neben ihr hertrampelte und manches ihrer kleinen Wünschlein als einfältig belächelte, daß ich am Sonntag zum Faß ging, statt mit ihr einen Spaziergang über die Felder zu machen, worum sie mich zu manchen Malen innig bat. Im Anfang hat es ihr auch nicht in den Kopf gewollt, von mir mit „Mäde“ gerufen zu werden. „Sag doch M ä d e l i, wie vorher, gäll!“ Ich hab' ihr den kleinen Gefallen nicht getan. „Du bist jetzt eine Frau und kein Mädeli mehr.“ Wenn sie etwa vor dem Einschlafen mit der Hand nach meiner Stirne tastete und mir das schweißige Haar zurückstrich, so ist das ein ungestillter Hunger gewesen. Wie wenn dich ein verschupfter Hund mit der Schnauze stupft. Ich Tropf hab' mir manchmal einfallen lassen, sie meine etwas anderes.

Manch schönes Stücklein Geld hat sie sich vom Munde abgespart und es den Quacksalbern angehängt in der großen Hoffnung, von ihrem Bresten frei zu werden. Ganz ernsthaft ist sie zu einer Zeit darauf verfaßt gewesen.

„Reut dich das Geld nicht?“ hab' ich sie einmal gefragt. „Nein, es reut mich nicht!“ gibt sie ganz beherzt zurück. „Wenn ich es hinweg bringe, so geht ein anderes Leben an.“

Ich hab' ihren schönen Glauben mit Grinsen umgebracht. „O — dir träumt es allweg immer noch vom Liebeln und vom Süßholzraspeln! Notwendiger ist es wohl doch, das heißt, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will, daß man studiert,

wie die Arbeit einzuteilen sei, und wie man im Stall zur richtigen Zeit los schlägt und neue Ware zukaufst. Ist denn etwas nicht recht zwischen uns? Haben wir nicht Kinder aufgestellt?“

So hat sie nach wie vor mit allem allein fertig werden müssen, auch mit ihrer großen Wunderlichkeit. Sie hat sich mit der Weile ganz hinter ihr schweigendes Schaffen und Sorgen versteckt, gleich wie der Schneck, dem ein Schlingel die Hörnchen abgezwickelt hat.

Aber ihr großes Gutmeinen ist darum nicht erloschen gewesen. Unsere Nachbarin, dem Zeerli seine, hat in ihrem Garten eine besonders schöne Sorte von geflammten Tulpen gehabt, die allen Leuten und auch mir sehr in die Augen stachen. Die Mäde gab sich alle erdenkliche Mühe, auch solche Tulpen auszutreiben, nur mir zulieb. Weil ihr das beim besten Willen nicht gelang, was tat sie in der Not? Sie hat der Zeerlin bei Nacht und Nebel drei Zwiebeln aus ihrem Garten gemaust. Ja, das hat sie gemacht, auf die Gefahr hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster in Blüte standen und sich vor Ueberhebung kaum schiden konnten, hab' ich zu meiner Frau gesagt: „Ganz so schön wie der Zeerlin ihre sind sie halt doch noch nicht...“

Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden. Meine Frau hat rote Bäcklein bekommen. In das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen.

„Heut könntest du mir aber wohl wieder einmal M ä d e l i sagen,“ hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? „Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödsinn daher! Du alte M ä d e d u!“

Zwölf Jahre sind wir von da ab noch beieinander gewesen. Eine lange Zeit! Mir scheint, sie sei wie ein Hauch vorbeigegangen. Was für ein Wünschlein die Mäde in ihrer letzten Not noch hat wollen laut werden lassen, das wirst du mich wohl nicht mehr fragen. —

Damit schwieg der Alte. Unsere Wege führten uns bald auseinander. Er strebte dem nahen Wirtshaus „zur Ilge“ zu, durch dessen offene Fenster Gelächter und Kartenklopfen herübertönten. „D'Stöck!“ meldete joeben einer mit überlaut krähennder Stimme.

Am Friedhofe vorbeigehend stand ich einen Augenblick still. Auf einem der neueren Gräber ganz nahe der Straße blühten ein paar prächtige geflammte Tulpen. Auf dem Stein war in Goldbuchstaben zu lesen:

M ä d e l i F r e h n e r, geb. Stoll. Gott mit ihr.